

Die Eröffnung: Tob. 1-3

Im Plan unserer Sommerreihe zum Tobitbuch ist vorgesehen, dass wir uns heute mit der Einleitung befassen, einer gross angelegten Exposition, in der Tobit in Ich-Form, im autobiografischen Stil sein Schicksal schildert.

Die Einleitung umfasst drei längere Kapitel. Sie vollumfänglich vorzulesen würde lange dauern und wäre vermutlich auch etwas langweilig. Ich werde deshalb versuchen, sie in verkürzter Form nachzuerzählen. Die meiner Meinung nach wichtigen Passagen werden wir von Stina gelesen im Originaltext hören.

Tobit lebt im 8. Jahrhundert v. Chr. im Norden Israels. Nach der Zerstörung des Nordreichs durch die Assyrer wird er im Jahr 722 v. Chr. nach Ninive verschleppt.

Ninive – das war die Hauptstadt von Assur, die 621 v.Chr. von den Babyloniern in Schutt und Asche gelegt wurde. In unserer Geschichte und auch sonst in der Bibel hat Ninive aber noch eine andere Bedeutung: Sie ist der Archetyp, der Inbegriff einer Grossstadt. Drei Tage habe man gebraucht, um sie zu durchqueren, heisst es beim Propheten Jona; sogar für einen Gott sei es eine grosse Stadt gewesen.

Ninive ist die Megalopolis an sich, und darüber hinaus ein Sündenpfuhl, ein Zentrum des Heidentums, eine Stadt ohne Gott.

Hier also, in Ninive, lebt Tobit. Der Gegensatz zwischen der Sin City und dem frommen Mann ist total. Gleich zu Beginn stellt sich Tobit mit den folgenden Worten vor:

„Ich, Tobit, habe mich mein ganzes Leben lang an den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit gehalten.“

Dieses „Ich“ am Anfang, Ego auf Griechisch, Anoki auf Hebräisch, hat grosses Gewicht. Es erinnert an viele biblische Gottesreden, die so beginnen. „So spricht der Herr der Heerscharen“, heisst es zum Beispiel: „Ich bin der Erste und ich bin der Letzte, und ausser mir ist kein Gott.“

Auf uns mag es anmassend wirken, wenn einer seine Autobiografie mit betontem Ich beginnt, doch für Tobits Zeitgenossen war das keineswegs so. Für sie ist es offensichtlich, dass Tobit seinen Lebensweg wahr und gerecht, im Einklang mit der Tora, dem göttlichen Gesetz geht. Er beachtet sorgfältig die jüdischen Speisegebote, was im Exil eine schwierige Sache ist. Und er ist grosszügig gegenüber seinen Volksgenossen:

„Ich gab den Hungernden mein Brot und den Nackten meine Kleider.“

Indessen bleibt für ihn selber genug. Denn Tobit kommt, so erzählt er weiter in der (fiktiven) Autobiografie, zu Gunst und Ansehen beim damaligen assyrischen König Salmanassar und wurde dessen Einkäufer, gleichsam dessen Importchef.

Diese Karriere schliesst an einen alten biblischen Traum an, der zugleich wohl der Traum aller Migrantinnen und Migranten ist: Wie Josef, Daniel, Nehemia und Mordechai und andere biblische Urgestalten schafft Tobit den gesellschaftlichen Aufstieg im fremden Land.

Allerdings: dem steilen Aufstieg folgt der abrupte Fall. König Salmanassar stirbt, an seiner Stelle kommt Sanherib auf den assyrischen Thron – eine für ihre Grausamkeit berühmte Gestalt, die auch an anderen Stellen in der Bibel begegnet.

Und nun wird Tobit zum Verhängnis, dass er sich eben an „den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit hält“: Zu diesem gehört nämlich nicht nur, dass er die Speisegebote beachtet und grosszügig spendet, sondern auch, dass er Tote begräbt:

„Wenn ich sah, dass einer aus meinem Volk gestorben war und dass man seinen Leichnam hinter die

Stadtmauer von Ninive geworfen hatte, begrub ich ihn. Ich begrub heimlich auch alle, die der König Sanherib hinrichten liess... Denn viele liess er in seiner Wut hinrichten. Wenn aber der König die Leichen suchen liess, waren sie nicht mehr zu finden.“

Jutta nahm in der vergangenen Woche an einem internationalen Peace Camp teil. Im Rahmen dieses Camps erzählte ein Bosnier, dass für viele seiner Landsleute der Krieg nicht zu Ende sei, bis die x-tausend Leichname, die noch verschollen sind, zum Vorschein kämen und von den Angehörigen bestattet werden könnten. Es kommt in dieser Aussage ein urmenschliches Bedürfnis zum Ausdruck, den Verstorbenen eine Statt, eine Stätte zu geben.

Und auf dem Hintergrund dieser Aussage wird umso deutlicher, was es bedeutet, wenn König Sanherib die Leichname von erschlagenen und öffentlich hingerichteten Juden über die Mauern Ninives werfen lässt: Ein respektloseres, entwürdigenderes Verhalten kann man sich kaum vorstellen. Tobit tut, was einem das bloße, einfache Menschsein gebietet: Er beerdigt die Toten. Und bringt sich damit selber in Gefahr:

„Ein Einwohner von Ninive ging zum König und erstattete Anzeige; er sagte, ich sei es, der die Leichen begrabe. Deshalb musste ich mich verstecken. Als ich erfuhr, dass man mich suchte, um mich zu töten, bekam ich Angst und floh. Damals wurde mir meine ganze Habe geraubt, und es blieb mir nichts mehr als nur meine Frau Hanna und mein Sohn Tobias.“

Allerdings wird Sanherib nach nur 50 Tagen Regierungszeit von seinen eigenen Söhnen ermordet. Tobit kann wieder nach Ninive zurückkehren. Was nun geschieht, hören wir im Originaltext in voller Länge:

„Als ich heimkehrte und meine Frau Hanna und mein Sohn Tobias mir wiedergeschenkt waren, veranstaltete man mir zu Ehren ... ein Festmahl. Ich setzte mich zu Tisch; als ich aber die vielen Speisen sah, sagte ich zu meinem Sohn: Geh zu unseren Schwestern und Brüdern, und wenn du einen Armen findest, bring ihn her; ich warte auf dich.

Er kam zurück und sagte: Auf dem Marktplatz liegt einer von unserem Volk, den man erdrosselt hat. Ich sprang auf, noch ehe ich etwas gegessen hatte, und verbarg den Toten bis zum Sonnenuntergang in einer Hütte. Nach meiner Rückkehr wusch ich mich und aß voll Trauer mein Mahl...

Nach Sonnenuntergang ging ich hinaus, um ein Grab zu schaufeln, und begrub den Toten. Meine Nachbarn aber sagten hämisch: Er hat schon gar keine Angst mehr, wegen dieser Tat hingerichtet zu werden. Eben erst hat er fliehen müssen und schon begräbt er wieder die Toten.

Als ich ihn begraben hatte und in der Nacht nach Hause kam, legte ich mich an der Hofmauer zum Schlafen nieder, weil ich unrein geworden war. Mein Gesicht ließ ich unbedeckt, ohne auf die Sperlinge zu achten, die in der Mauer nisteten. Da ließen die Sperlinge ihren warmen Kot in meine offenen Augen fallen, und es bildeten sich weiße Flecke in meinen Augen. Ich ging zu den Ärzten, doch sie konnten mir nicht helfen.“

Zunächst hat man, wenn man dem Verlauf der Geschichte folgt, also den Eindruck, nun wende sich das Schicksal von Tobit zum Guten: Die Schreckensherrschaft Sanheribs ist zu Ende, Tobit kehrt zu Frau und Kind zurück, es gibt ein Festessen.

Allerdings kann der fromme Mann dieses Essen nicht einfach genießen. Sogleich denkt er an die Armen, die nichts zu essen haben. Mindestens mit einem von ihnen möchte er sein Mahl teilen. Ausgerechnet diese religiös-soziale Gesinnung stürzt Tobit nun in neues und noch schlimmeres Unglück: Zunächst will das Schicksal, dass er wieder mit seinem makabren Lebensthema konfrontiert wird: Sein Sohn Tobias findet zwar keinen Armen, dafür wieder einen Toten, vermutlich einen öffentlich Erhängten auf dem Marktplatz.

Statt sich an seinem Festmahl zu erfreuen, tut Tobit das, was er für seine heilige Pflicht hält. Von der Hämie seiner Nachbarn begleitet, versteckt er den Toten. Später, als es dunkel geworden ist, begräbt er ihn. Im griechischen Urtext wird die Hektik, in der das alles geschieht, durch neun aneinander gereihete Verben sprachlich noch zusätzlich unterstrichen.

Dann folgt der Tiefpunkt: Man stelle sich vor, Tobit wären von den Schergen des Königs die Augen ausgestochen worden. Dann wäre seine Erblindung wenigstens ein Martyrium. Stattdessen verliert er auf völlig zufällige Art und Weise sein Augenlicht: Der Kot von Sperlingen fällt ihm in die Augen.

Kürzlich ist mir eine eindrückliche Geschichte mit einem Sperling zu Ohren gekommen: Am vierzigsten Todestag, dem Tag, an dem nach Überzeugung mancher Religionen die Seele die Erde verlässt, habe sich ein Sperling durchs offene Fenster in die Wohnung der Mutter des Verstorbenen verirrt.

Es sind solche Geschichten, die einem das Gefühl geben, dass vielleicht eben doch nicht alles Zufall ist, was zwischen Himmel und Erde geschieht, dass es da Spuren von Führung, Ahnungen von einem grösseren Zusammenhang gibt.

Die Sperlinge in der Geschichte von Tobit bewirken genau das Gegenteil: Ausgerechnet dieser gute Mensch wird ausgerechnet bei der Ausführung einer guten Tat von einem derart schlimmen und überdies irgendwie peinlichen Schicksalsschlag getroffen.

Der hebräische Name „Tobit“ bedeutet „Gott ist gut“. Doch dieser grosse Name scheint durch den Kot von ein paar Spatzen der Lächerlichkeit preisgegeben zu sein. In seiner Verzweiflung beginnt Tobit zu beten:

„Ewiger, du bist gerecht, alle deine Wege und Taten zeugen von deiner Barmherzigkeit und Wahrheit... Denk an mich und blick auf mich herab!... Wende deine Augen nicht von mir ab!“

Mit einem unfassbar paradoxen Vertrauen hält Tobit an seinem Gott fest. Er schreibt der Gottheit all das zu, was er zu Beginn seiner Autobiografie von sich selber sagt und was er selber so überzeugend lebt: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Wahrheit. Auch das Leitwort Weg begegnet in dem Gebet: Gottes Wege seien Zeugnisse seiner Barmherzigkeit.

Das zu sagen, braucht blinden Glauben, der sich gegen alle vordergründige Erfahrung stellt. Und tatsächlich: Der erblindete Tobit vertraut auf die Augen Gottes, er bittet Gott, seine Augen nicht von ihm abzuwenden, sondern auf ihn herab zu blicken mit derselben Zuneigung, die eine Mutter dem Kind in ihrem Schoss gibt.

Nach diesem Gebet folgt eine Zäsur in der Geschichte. Der Schauplatz wechselt von Ninive nach Ekbatana, einer anderen antiken Grossstadt. Hauptperson ist nun nicht mehr der alte Mann Tobit, sondern eine junge Frau namens Sara.

Die Szene steht also in maximalem Kontrast zur vorhergehenden. Eben so kommt deutlich heraus, dass die Thematik der beiden Szenen dieselbe ist. Auch Sara ist in Not, und ihre Not wird noch grotesker dargestellt als jene von Tobit:

„Sie war mit sieben Männern verheiratet gewesen; doch der böse Dämon Aschmodai hatte sie alle getötet, bevor sie mit ihr geschlafen hatten.“

Sieben Männer hatten also die Hochzeitsnacht nicht überlebt, weil ein Dämon mit Namen Aschmodi, was deutsch vermutlich „Verderber“ bedeutet, sie ermordete.

Kein Wunder, ist Sara verzweifelt. Dazu kommt, dass sie, wie Tobit von seinen Nachbarn, von ihren Mägden gedemütigt wird. In ihrer ausweglosen Lage tut Sara dasselbe wie Tobit: Sie betet. Mit einer auffälligen Wendung heisst es: „Sie betete zum Fenster hin“ – als wäre das Fenster die Öffnung zum Himmel, die Luke, durch die man hinüber sieht in eine andere Dimension.

Und wirklich: Einen Augenblick lang öffnet sich für uns Leserinnen und Leser der Blick in die himmlische Choreografie. Wir sehen hinter die Verkleidung in eine verklärte Welt. Dort wird deutlich, dass Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken sind, dass sie höher und tiefer und Gedanken zum Heil sind:

Der Engel Rafael hat seinen Auftritt. Der hebräische Name Rafael bedeutet nichts anderes als: „Gott heilt“. Es wird deutlich, dass die beiden kontrastierenden Szenen der Exposition bald zusammenfliessen werden und dass durch die irdischen Irrungen hindurch alles gut kommen wird:

„Das Gebet beider, Tobits und Saras, fand Gehör bei der Majestät des großen Rafael. Er wurde gesandt, um beide zu heilen: um Tobit von den weißen Flecken auf seinen Augen zu befreien und um Sara ... mit Tobits Sohn Tobias zu vermählen und den bösen Dämon Aschmodai zu fesseln. Denn Tobias sollte Sara zur Frau haben. Und Tobit kehrte zur gleichen Zeit in sein Haus zurück, als Sara ... aus ihrem Zimmer herabkam.“

Es gibt also parallel zur Exposition auf Erden einen Prolog im Himmel. Es gibt zwei Welten – und was hier unten möglicherweise gebrochen und gescheitert wirkt, das ist in einer anderen Dimension heil, ganz und zutiefst sinnhaft, auch dann, wenn wir das mit unserem begrenzten menschlichen Bewusstsein in der Jetztzeit noch nicht wahrhaben können.

Und dann, am Ende der Exposition, schliesst sich das Fenster zum Himmel wieder. Tobit kehrt in sein Haus zurück. Sara kommt von ihrem Zimmer herunter. Es ist, als wäre nichts geschehen.

Zürich-Saatlen, 18. Juli 2010

Andreas Fischer